

Ein Besuch in Verdun.

Aus den „Kriegsfahrten im Westen“ eines Schweizer Berichterstatters.
Unter der Spitzmarke „Kriegsfahrten im Westen“ veröffentlicht der „Berneise Bund“ eine Anzahl von Schilderungen seines Korrespondenten G. Schürch, von denen wir hier eine Probe geben:
„Le casque et le masque!“ (Den Helm und die Maske!) Dieser Befehl gilt auch für den Besucher. Wir sa-



Mit der Appell in einem Truppenlager vor Verdun.

den den französischen Helm, der ganz von selber gut sitzt, und die Gesichtsmaske, die so stark daran erinnert, daß der Krieg des zwanzigsten Jahrhunderts kein menschliches Antlitz mehr hat.

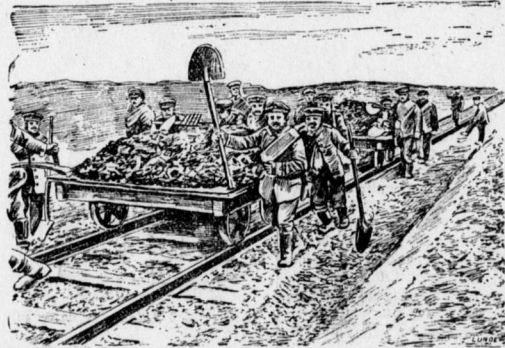
In die lange Fahrt blitzen ferne Lichtsignale herein. Dampfe Donnerstöße interpunktuieren immer häufiger das nächste Schweigen. Der Wagen hält vor einer hohen dunklen Mauer. Wir treten in die Zitadelle von Verdun ein.

Durch riesige gewölbte Gänge geht zur Offizierskasernen, wo wir für zwei Nächte Kabinen belegen. Die Erinnerung an diese „Festungszeit“ tritt als geflohenes Bild aus dem übrigen heraus, fast wie ein Märchenstraum aus der wachen Wirklichkeit.



Ein fahrbares „Lampoleum“ auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Wie ein Traum; denn da brin in dem ausgeschölenen, von schweren Geschützen strotzenden Berg atmet alles die friedlichste Ruhe. In der Offizierskaserne, die mit Waffen und Emblemen geschmückt ist, sieht in Steinenschrift an der Wand: „Verdun. On ne passe pas.“ Man fühlt sich sicher, man fühlt sich zu Hause, erst recht, wenn man von der gefährlichsten Stadt herkommt. Der Kommandant, General Dubois, lenkt die



Wann einer Feldbahn durch deutsche Eisenbahnruppen in Frankreich. Auf Lorries wird der Schotter nach dem vorbereiteten Interieur gebracht, während Waggons und Schienen nachfolgen, so daß der Bau mit fast-inaußer Gewandtheit und Schnelligkeit vor sich geht.

Unterhaltung auf Frau von Stael ten.“ Schließlich ließ ich ihn gewähren. Er springt hinaus und fällt sofort. Ein Gefährlicher bittet mich auf den Anien, daß ich ihm erlaube, dem Sterbenden beizustehen. Ich lasse mich endlich erweichen. Kommen draußen, er ist tot. Meine letzte Meldung war: „Es bleiben mir 26 Mann.“ Vier Tage und vier Nächte lebten wir mitten unter heulenden Verwundeten, denen

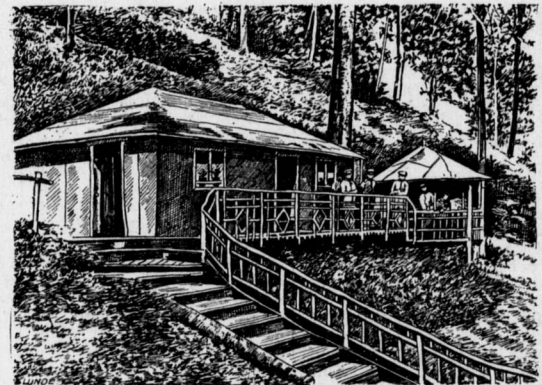
nicht zu helfen war.“ Wie stark war die Bekämpfung zuerst? „Hundertundvierzig Mann.“ Die letzte Taube war weg. Ein achtzehnjähriger Soldat kommt zu mir und sagt: Wir sollten Tauben haben, darf ich holen gehen? „Du bist verrückt, armer Junge! Ich möchte doch probieren.“ In Gottes Namen denn! Ich sah den Mann von Granatloch zu Granatloch springen; ich hielt ihn für verloren. Nach einigen Stunden brachte er mir von Verdun herauf eine Riste Tauben. Ich weiß nur, daß es so ist, begreifen kann ich's nicht. Ja, es war ein beher Tag! Aber wir hatten doch zu trinken. Die auf Douaumont haben ihren Urin getrunken, um nicht zu verdurmen...
Auf einmal die bekannte Stille. Ich sage mir: Jetzt kommt der letzte Sturm. Nach einiger Zeit sehe ich die Deutschen in dichten Scharen gemächlich herankommen, die Hände in den Taschen. Noch blieb mir ein Turm. Ich wollte sie auf 200 Meter herankommen lassen. Ich lasse den Berg steigen. Und jetzt kommt eine Minute, die zählt in meinem Leben... Der Turm steigt, aber er will sich nicht drehen; die Granaten hatten ihn so zugedrückt, daß seine in den Mechanismen stiel. Es knirscht, es geht nicht. In einer Mause Falle sterben ist ein dreifacher Tod. Ich will gerade die ganze Belagerung an die Gewehr rufen, damit wir wenigstens im Freien fallen können. Da gibt's einen Ruck, der Turm dreht sich und der Feind ist seither nicht mehr auf Freidreher gewesen.“ Nach einer Weile folgt er bei: „Und wissen Sie, warum sich der Turm schließlich doch gedreht hat? In einem Loch drängen lag ein Beobachter; der sagte sich wie ich: Jetzt kommt der Turm dran. Als der Mechanismus nicht spielen wollte, ging er hinüber und reinigte die Fugen. Oh, wenn man das Glück hat, solche Leute zu kommandieren!“

So kann es also selbst in einer modernen Schlacht noch auf einen einzigen Mann ankommen — fast wie bei Sempach!
nächst zu helfen war.“ Wie stark war die Bekämpfung zuerst? „Hundertundvierzig Mann.“ Die letzte Taube war weg. Ein achtzehnjähriger Soldat kommt zu mir und sagt: Wir sollten Tauben haben, darf ich holen gehen? „Du bist verrückt, armer Junge! Ich möchte doch probieren.“ In Gottes Namen denn! Ich sah den Mann von Granatloch zu Granatloch springen; ich hielt ihn für verloren. Nach einigen Stunden brachte er mir von Verdun herauf eine Riste Tauben. Ich weiß nur, daß es so ist, begreifen kann ich's nicht. Ja, es war ein beher Tag! Aber wir hatten doch zu trinken. Die auf Douaumont haben ihren Urin getrunken, um nicht zu verdurmen...
Auf einmal die bekannte Stille. Ich sage mir: Jetzt kommt der letzte Sturm. Nach einiger Zeit sehe ich die Deutschen in dichten Scharen gemächlich herankommen, die Hände in den Taschen. Noch blieb mir ein Turm. Ich wollte sie auf 200 Meter herankommen lassen. Ich lasse den Berg steigen. Und jetzt kommt eine Minute, die zählt in meinem Leben... Der Turm steigt, aber er will sich nicht drehen; die Granaten hatten ihn so zugedrückt, daß seine in den Mechanismen stiel. Es knirscht, es geht nicht. In einer Mause Falle sterben ist ein dreifacher Tod. Ich will gerade die ganze Belagerung an die Gewehr rufen, damit wir wenigstens im Freien fallen können. Da gibt's einen Ruck, der Turm dreht sich und der Feind ist seither nicht mehr auf Freidreher gewesen.“ Nach einer Weile folgt er bei: „Und wissen Sie, warum sich der Turm schließlich doch gedreht hat? In einem Loch drängen lag ein Beobachter; der sagte sich wie ich: Jetzt kommt der Turm dran. Als der Mechanismus nicht spielen wollte, ging er hinüber und reinigte die Fugen. Oh, wenn man das Glück hat, solche Leute zu kommandieren!“

Kriegsgefangenen.

Schilderung des Lebens der unfreiwililigen Bewohner Berlins.

„Ich kann den Blick nicht von euch wenden, ich muß euch anseh'n immerdar...“ Die Strophe des freiwilligen Auswandererliedes kommt mir, so plaudert ein Korrespondent aus Berlin, unwillkürlich ins Gedächtnis, wenn ich in den Straßen Berlins den fremdartigen Gestalten in Akaki, in bleu d'azur, in russischem Lebmogel begegne, die truppweise oder einzeln unter Aufsicht eines älteren Landsturmmannes zu einer Arbeitshälfte marschieren oder abends nach einem der Lager in der Umgebung der Stadt zurückkehren. Kriegsgefangene! Was mögen ihre Gedanken, ihre Empfindungen sein, wenn sie die Straßen der feindlichen Hauptstadt durchwandern? Mit lebhaftem Interesse mustern die Franzosen Häuser und Menschen; in gefronnem Hochmut schauen die Engländer, meist eine Pfeife zwischen die Zähne geklemmt, geradewegs; bei den Russen sind die Typen am verschiedenartigsten; mittelgroße Mongolen mit geschäftigen Augen, vorpringenden Backennochen, hochgewachsene Sibirier mit folgend Ausdruck, stumpfe Nasen, blonde Bälgen, dann wieder die charakteristischen Köpfe der östlichen Juden. Selbst am unteren nördlichen Winterhimmel wirken die mit Fes und Turban materiell bedeckten Vertreter der ergriffenen Völkerstämme. Neben den dunkelhaarigen Kindern Westafrikas mit dem ausgeprochenen Negertypus die scharfgeschnittene Züge der Araber aus Nordafrika, dann wieder die edeln Haarföpfe von Indern und die kleinen beweglichen Gurthas mit dem kenneiglichen mongolischer oder malaiischer Abkunft. Eine ganze Weltkarte von Rassen und Stämmen aller Erdteile ist in den deutschen Gefangenenlagern vereinigt. Ihre Situations



Materialisches Quartier deutscher Offiziere an einem Waldhang bei St. Mihiel. Das idyllische Waldquartier ist mißsam der Treppe und dem Geländer ein Werk deutscher Feldgrauen.

Verbreitung des Löwen in Afrika.

Mit der Erschließung Afrikas durch die Kolonialmächte hat der „König der Wüste“ vielfach an Gebiet verloren. Das gilt in besonderem Maße für Südafrika, wo der Löwe heute beinahe gar nicht mehr vorkommt. Noch zu Ende des 17. Jahrhunderts war die „Löwenplage“ in Südafrika so groß, daß die Behörden einen Preis von 5 Pfd. Sterl. — eine für die damaligen Verhältnisse sehr große Summe — für die Erlangung eines Löwen gaben. In der Kalahariwüste und in Betschuanaland (britisch) ist der Löwe vollkommen ausgerottet, auch in Namibien, von wo zu römischen Zeiten die Löwen für die Zirkusspiele hergeholt wurden. Auch im italienischen Somalia, im Kongo und in Senegambien, in der Sahara und in der nördlichen Nilgegend ist der Löwe verschwunden. Vorhanden ist der Löwe noch im Sudan, im ostafrikanischen Teil von Senegambien, in Abyssinien, am oberen Nil u. in Westafrika. Er ist in diesen Gebieten sogar sehr häufig.
Was speziell die deutschen Kolonien betrifft, so ist der Löwe in Deutsch-Ostafrika allgemein verbreitet und kommt auch in Südwestafrika vor. In Togo ist er selten, in Kamerun fehlt er ganz.
In Asien kommt der Löwe noch in Persien vor, von wo er in die Niederrungen Mesopotamiens herabzieht. Er soll jenseits sogar bis Bagdad seinen Weg nehmen. Auch in Indien, in Pendschab kommt heute noch der Löwe vor. Früher lebte er auch in Malakina und in Syrien. Schließlich kam er früher auch in Europa, und zwar in Griechenland vor, wo er wohl schon vor Beginn der christlichen Zeitrechnung ausgerottet war.

— Eine Familientragödie. Die Vater (als er den kleinen Sohn nach einer Maß Bier schickte und der sie fallen läßt, sobald der Krug zerbricht). „Aber Franz! das muß Dir passieren... wo's so schon jetzt genug Maltayr auf der Welt gibt!“

dium ist eine dankbare Aufgabe für den ethnographischen Forscher, und manche deutsche Gelehrte haben auch die kaum wiederkehrende Gelegenheit zu wertvollen wissenschaftlichen Feststellungen und Beobachtungen mit Nutzen wahrgenommen. Ein kleines Büchlein, das kürzlich erschienen ist („Linfere Feinde. 96 Charakterköpfe aus deutschen Kriegsgefangenenlagern.“ Von D. Siegel, Oberleutnant bei der Kommandatur eines Gefangenenlageres) fällt in ausgezeichnetem Wiederabgabe 96 charakteristische Proben des in den Gefangenenlagern veretretenen Menschentums friedlich fest, mit einem begleitenden Text, dessen ruhige Sachlichkeit den angenehmsten Eindruck macht.

Unbefähigt schlängeln sich die Trüpplein der Gefangenen durch den lebhaften Verkehr am Potsdamer Platz, gefolgt von neugierigen oder teilnehmenden Blicken des Publikums; nie und nirgends eine Belästigung des Wehrlösen oder auch nur ein tränkender Zuruf. Ob das nicht vielleicht Berlins unfreiwilligen Bewohnern am meisten zu denken gibt? Man hat ihnen beinahe das Los der Gefangenenschaft dabei ganz anders ausgemalt. Der Verfasser des oben genannten Schriftchens erzählt, wie ein französischer „Adjutant“, ein akademisch gebildeter Mann, den die trübseligen Schilderungen französischer Väter vorgelegt wurden, auf die Aufforderung, sich über den schroffen Gegensatz jener Schilderungen zur Wirklichkeit zu äußern, ohne Besinnen erklärte: „Ja, was wollen Sie, Herr Leutnant, ohne Fesseln können wir den Krieg nicht führen, und für den Haß muß geforgt werden!“

Als Antwort auf eine französische Schrift, für die Baron d'Andouard, bevollmächtigter Minister der Republik, verantwortlich unterzeichnete, ist kürzlich ein umfangreiches Buch über die Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland“ aus der Feder des Freiburger Professors Engelbert Krebs erschienen. Das Werk berichtet auf Polemik gegen die französischen Behauptungen und läßt einfach die

Fahrbare Kriegsazarettdöse hier hinter der Front.



Wer im gewöhnlichen Leben den häufigen Wechsel der Wäsche als selbstverständlich empfindet, der muß um so mehr nachfühlen, welche Bedeutung die Versorgung der Soldaten im Kriege mit frischer Wäsche besitzt. Denn abgesehen vom gesundheitlichen Standpunkt kommt es auch darauf an, dem Soldaten durch frische Wäsche ein Gefühl der Erfrischung zu bereiten. In den fahrbaren Feldküchen wird die Wäsche mit Lauge gewaschen, in Trommelmaschinen darauf so lange in heißer Sodablösung bewegt, bis sich der Schmutz durch die Lauge löst, dann in Spülmaschinen von den gelösten Schmutzteilen befreit und mit Calceuldrapaparen getrocknet. Trockenapparate betreiben den Rest der Frische, und die Wäsche geht durch dampfgehitzte Walzen, wo sie geglättet wird. Alle diese Apparate werden durch Dampfkraft angetrieben. Eine solche Kriegswäscheerei läßt sich durch zerlegbare Wände in einen zusammenhängenden Raum gestalten, in dem die riesigen Wäschemaschinen mit größter Schnelligkeit gewaschen, getrocknet und gemangelt werden.

aus einer Fülle amtlichen Materials entnommenen Tatsachen sprechen. So gewinnt der Leser ein übersichtliches, jederzeit nachprüfbares Bild davon, wie das schwierige Problem der Kriegsgefangenen, deren Zahl gleich in den ersten Kriegstagen in die Hunderttausende schwoll, angefaßt und ausgetalt worden ist. Eingehend befaßt sich die Arbeit von Professor Krebs mit der Regelung der Unterzucht, der Ernährung und Kleidung, der Arbeit und Disziplin, der körperlichen und geistigen Fürsorge der Kriegsgefangenen, wobei mehrfach die Berichte des Nationalrats Exekutiv und anderer schweizerischer Delegierter angeführt sind. Aus der Darstellung spricht das warme Mitgefühl für die Gefangenen, die dem Deutschen nicht mehr als Feinde gelten, sobald sie waffenlos sind.

Die Einleitung bringt eine instructive Gegenüberstellung der deutschen Gefangenenzeitung „Les camps d'Allemagne“ und der französischen „Gefangenen für die deutschen Kriegsgefangenen“. Das deutsche Lagerorgan wird von den französischen Gefangenen selbst redigiert, natürlich unter Kontrolle des Kommandanten, und bringt neben unterhaltenden und belehrenden Aufsätzen auch die Heresberichte der verschiedenen Kriegführenden sowie allerlei Nachrichten aus dem Lagerleben selbst. — Das französische Organ wird außerhalb des Lagers, mutmaßlich von den bekannten eifrigen Ueberläufern, hergestellt. In Nr. 1 wird behauptet, die Deutschen hätten in ihrem Gefangenenbulletin die Einnahme von Calais, Toul, Verdun und Belfort, sowie den Ausdruck der Revolution in Paris und Bordeaux, die Vernichtung des russischen Heeres und der englischen Flotte gemeldet. An diese Behauptungen, für die es den Herren Redakteuren schwer fallen dürfte, auch nur den geringsten Beleg zu erbringen, knüpfen sie erbauende Betrachtungen darüber, wie das deutsche Volk von seinen Regierenden bezogen werde, wobei die Redaktion immer ihre eigene Wahrheitsliebe beteuert. In diesem Geiste sind so ziemlich alle Leitartikel geschrieben, in denen den Lesern auch unangehörige Dinge von der Marne Schlacht vorgeföhelt und die Deutschen zugleich als Plünderer und Mordbrenner hingestellt werden. Solches Verfahren tennznet sich selbst und bedarf keiner weiteren Kommentare.

Die Vertreter der Ber. Staaten, die bis vor kurzem mit der Wahrnehmung der deutschen Interessen beschäftigt waren, haben nach deutscher



Eine deutsche Dragonerpatrouille beobachtet durch das Fenster eines zerstörten französischen Bauernhofes die Bewegungen des Feindes.

— Der Fisch in der Kirche.
Tante Julie läßt kein Kräftekonzert aus. Gestern war sie wieder in einem, das vom Roten Kreuz veranstaltet wurde, und begeistert erzählt sie von ihren Ausflügen: „Alle Nummern waren von Johann Sebastian Bach, und die schönste war das Follere-Quintett.“

„Das ist ganz unmöglich“, versetzte Onkel Edmund. „Das Follere-Quintett ist doch von Schubert; Bach hat keine Follere komponiert.“
Tante Julie: „Aber wiefo denn nicht? Die Bach-Follere sind doch die besten!“



Wie deutsche Soldaten aussehen, wenn sie in die Schützengräben gehen.